

Van Julius Bauer.
Schilderung von Geralt Danow.
Der ehemalige Bankbeamte Peter-
sen hatte sich schon seit längerer Zeit
in einem bescheidenen Geschäft zu
Hause gesetzt, wo seine treue Haus-
halterin, Frau Schürig, ihm den
Haushalt führte. Vorn und hinten
der Hauptstadt erbaute er nicht, er
hatte keinen kleinen Fremdenkreis,
den Lärm der Stadt, viel Gegen-
über, den Viehhändler Maurigen, und
den Manufakturhändler, der gleich-
falls wohnte.

Guter Rat ist Goldes wert.
Erzählung von Geralt Danow.
Der ehemalige Bankbeamte Peter-
sen hatte sich schon seit längerer Zeit
in einem bescheidenen Geschäft zu
Hause gesetzt, wo seine treue Haus-
halterin, Frau Schürig, ihm den
Haushalt führte. Vorn und hinten
der Hauptstadt erbaute er nicht, er
hatte keinen kleinen Fremdenkreis,
den Lärm der Stadt, viel Gegen-
über, den Viehhändler Maurigen, und
den Manufakturhändler, der gleich-
falls wohnte.

„Einfach alles!“
„Das ist viel!“
Sie haben darin Anweisungen,
wie Sie alle Dinge herstellen und
verarbeiten können, vom Fliegenpapier,
bis zu drahtloser Telegraphie, die unter
Ihrem Namen steht. Nehmen Sie zu be-
denken, daß dieses Buch Ihnen als ein
Geschenk überreicht wird, nur daß
der Verfasser sich ein Ehrenwort
von einer Krone vorbehält.

„Und wer bezahlt sie?“ fragte Pe-
tersen.
„Jah!“ sagte der Mann langsam.
„Es ist eine, um es rein heraus zu
sagen, daß der, der das Buch be-
kommt, das Honorar bezahlt!“
Peteresen schaute sich um, er
legte das Buch auf den Tisch und
sagte:

„Ich fürchte, daß ich Ihr Geschenk
abweisen muß. Ich habe keinen Ge-
brauch dafür!“
Der Fremde betrachtete ihn mit
einem betrübten und mißbilligenden
Blick.

„Sie sollten keinen Gebrauch für
das Buch haben,“ sagte er, „Sie sol-
len die einzige von den 87,500 Men-
schen, denen ich das Buch vorgelegt
habe, sein, die es entwerfen zu sol-
len meint! Mein Herr, Ihr Wissen
muß in Wahrheit umfassend sein!
Denn in Burg und Hütte, im Schloß
des Königs und in dem bescheidenen
Heim des Arzten hat dieses Buch sich
einen Platz als unentbehrlicher Rat-
geber erworben.“

Peteresen schaute sich etwas bedrückt
durch diese Rede an. Er war
ein bescheidener Mann und fühlte
sich wohl, daß ein geheimer Vorwurf
in den Worten des Mannes lag. Denn
sicherlich ist ja niemand so klug, daß
er nicht noch von anderen lernen kann,
eventuell aus einem Buch wie diesem.
Aber eine Krone ist auch Geld.

Der Mann mit dem Buch merkte,
daß Peteresen schwante. Er fragte
einfachmeislich:

„Sollte hier im Hause nicht in al-
ternäclicher Zeit ein Geburtstag ge-
feiert werden?“
„Ja,“ sagte Peteresen, „morgen
feier ich selbst meinen Namenstag.“

„Und Sie zögern noch? Sie zwi-
schen, ob Sie sich selbst eine Freude
machen wollen. Wahrscheinlich, Sie müs-
sen ein schlechter Mensch sein, als ich
die Ehre habe, von Ihnen zu
glauben, wenn Sie nicht die Lebens-
versicherung verdienen, dieses großartige
kleine Werk als Geschenk von sich
selbst zu empfangen.“

„Das Buch ist klein im Verhältnis
zum Preis,“ wandte Peteresen ein.
„Mein Herr!“ sagte der Fremde
mit getränkter Miene. „Man kann
Literatur nicht nach dem Umfang
beurteilen. Hier haben Sie alles
Wissen der Jetztzeit in einer Auf-
sicht! Wäre es menschlicher Klug-
heit möglich gewesen, das Buch halb
so groß zu machen, dann wäre es
doppelt so teuer geworden.“

Die Überlegenheit des Mannes
war so unbestreitbar, daß Peteresen
geradezu ein Exemplar kaufen mußte.
„Meine Haushälterin hat in acht
Tagen Geburtstag,“ sagte er, „viel-
leicht...“

„Rein vielleicht!“ unterbrach der
andere. „Es gibt kein besseres Ge-
schäft für eine junge Dame.“
„Aber meine Haushälterin ist acht-
undsechzig!“

„Noch besser,“ sagte der andere, „in
der Hand einer reifen Frau ist der
Wert des Buches unbegrenzt.“
Peteresen seufzte und legte ein Zwei-
tenstück auf den Tisch. Der Fremde
nahm es, steckte es in die Tasche
und sagte:

„Ich kann leider nicht herausgeben,
aber ich habe einige Besorgungen in
der Stadt zu machen, und wenn ich
in einer halben Stunde zurückkomme,
werde ich mir erlauben, die Krone zu
bringen.“

Worauf er den Hut zu einem floten
Gang schwenkte, ihn auf den Kü-
bis setzte und ging. Noch an diesem
Abend wurde Peteresen von dem nüt-
zlichen Buch belehrt. Er erfuhr, daß
es leichtsinnig ist, sich auf unbekannte
Personen zu verlassen.

Der Unbekannte ließ sich nicht mehr
bliden.
Der Geburtstag kam.
Frau Schürig war der erste Gra-
tulant. Sie trat mit feiner Schürze
und frischgeplätteter Haube an, drückte
ihm die Hand und wünschte ihm
Glück.

Unter der Schürze hatte sie ein
kleines Paket verborgen, das sie jetzt
herauszog.
„Ich habe hier ein kleines Geschenk,
das ich Sie bitte, nicht zu verschmä-
hen.“

„Verte Schürig,“ sagte er gerührt,
„das ist wirklich zu viel. Wir wür-
den doch voriges Jahr ein, daß Sie
mir nichts schenken sollten.“
Sie legte den Kopf auf die Seite,
schlug die Augen nieder und lächelte
bescheiden.

„Wie, was? Das haben Sie ge-
kauft?“
„Ja, sehen Sie,“ erklärte sie, „der
Mann, bei dem ich das Buch gekauft
habe, war zuerst bei Ihnen gewesen
und er sagte mir, daß Sie das Buch
so freundlich gern haben wollten, aber
daß es Ihnen zu teuer sei. Das kam
mir aber sehr gelegen, denn Sie wis-
sen ja, wie schwer es ist, ein passendes
Geburtsdagsgeschenk zu finden.“

„Dies hier,“ sagte Peteresen und
verzog sein Gesicht, als ob er eine
Pille schluckte, „ist selten wohlge-
lungen!“

Und es wurde Abend, festliches
Licht schien durch die Fenster der
Villa. Die Gäste füllten das Haus.
Am besten fühlte Viehhändler Mau-
rigen, ein Mann so dick wie eine
Krommel, mit einem roten Kopf,
der dem Vagen nahe zu sein schien.
Aber da waren noch viele andere.
Der Tierarzt und der Menschenarzt
und der Manufakturwarenhandeler
neben, und Ehefrauen und ver-
schiedene Damen von Frau Schürig's
Verte.

Das Paket des Tierarztes wurde
zuerst geöffnet. Die Anwesenden
starrten alle mit ihren Blicken dar-
auf, denn keiner wollte der Erste sein,
der den Inhalt sah.
„Da brat mit einer 'nen Storch,“
sagte Peteresen, als er das Geschenk
auspackte, „das ist, weiß der Himmel,
'Guter Rat ist Goldes wert!' Das-
selbe Buch habe ich von Frau Schürig
bekommen.“

Er hatte das Buch der Haushälte-
rin genommen und stand mit einem
Exemplar in jeder Hand da. Wie
auf Verabredung zogen jetzt alle Gäste
ein Buch hervor und legten es auf
den Tisch. Alle Bücher waren gleich.
Lauter guter Rat, der Goldes wert
war!

„Na, Ihren Wunsch haben Sie
aber gründlich erfüllt bekommen,“
sagte Maurigen.

„Was, Sie haben es auch gekauft?“
... „Und Sie?“ „Und Sie?“ ...
So klang es von einem zum andern.
Ja, alle hatten es gekauft, daß Pe-
tersen sich den guten Rat wünschte.

„Aber ich beschreibe Sie, es ist ein
Widderbändchen,“ sagte er, „hier hat
einer einen schändlichen Betrug ver-
übt.“

Der schlaue Buchverkäufer hatte
überall in der Stadt erzählt, daß Pe-
tersen am nächsten Tage Geburtstag
habe, und daß er sich so brennend ein
Exemplar dieses einzigartigen Buches
mühsam.

Als die Enttäuschung am höchsten
war, ging die Tür auf, und weg
stand vor ihnen ... niemand anders
als der spitzbüßige Buchverkäufer.

Aber in welcher trauriger Ver-
fassung! Die guten Gesichter, die er
gesehen hatte, waren ihm anscheinend
zu Kopf gestiegen, denn er war total
betrunken.

Wären in seiner Ermüdung oder
hatte sein Gewissen zu ihm geschrien,
er sei nicht ausgeht, sondern
wäre, um zu trinken, hätte er gesagt,
sondern um Bücher zu verkaufen.

Gut! Er wollte Kreutzbombenelement
sich und anderen beweisen, daß er
Mann genug sei, um Bücher zu ver-
kaufen.

Aber die Kräfte entsprachen nicht
seinem Willen. Er lehnte sich müde
gegen den Türpfosten, betrachtete die
Gesichter mit verklärtem Blick,
hob den Kopf mit großer Anstren-
gung und sprach, aber fern und auto-
matisch wie ein verbrauchter Phono-
graph:

„Hä! Fassen!“ Er meinte Her-
schaffen. „Das ist mit eine Frage
verfluchten ... erklären ...“

„Fragen Sie man immer zu!“ sagte
Maurigen. „Hinterher aber werde ich
mit gestatten, eine Frage an Sie zu
richten!“

„Hä! Fassen! Leiden Sie an Stie-
felmisshaus? Fällt Ihr Kopf aus?
Sammeln Sie Pfaffen!“

Er hielt inne und starrte hilflos
von einem zum andern. Ihm dante,
daß er Unreim geredet hatte. Da
trat Maurigen vor, legte eine schwere
Hand auf seine Schulter und sagte:

„Ihr Buch hat einen Mangel! Es
fehlt ein guter Rat, wie Sie man folgen
insolten Lämmel wie Sie los wird!“
„Guter Rat ist Goldes wert“, be-
gann der andere...

Maurigen aber packte ihn am Kra-
gen seines Leberziehers, hob ihn dom
Fußboden, drehte ihn herum und
placierte seine Stiefelsohle mit Bucht
auf die Stelle, wo der Mantel und
die weissen Hosen sich trafen. Ein
Meister im Fußballspiel hätte es nicht
besser machen können. Man sah,
mit der Mann sich von der Erde hob,
mit der, umgekehrten Sandalen und den
Hinterbacken voll von gutem Rat.

Er fuhr durch den Garten mit einem
saufenden Laut, wie ein Flieger, der
für ein fernes Ziel startete.

Maurigen schloß bebächtig die Tür
und sagte:

„Den wären wir los! Ich nehme
an, daß er irgendwo zur Erde fällt,
sollte er aber bis zum Mond hinauf-
fliegen, dann wird man sich sicher
dort oben auch mit einigen Exempla-
ren seines guten Rats freuen!“

— Widerspruch. „Was da
nieder für schwarze Hände haßt! Du
bist wirklich der rechte Schma-
hner!“

Die Schuld der Frau Wiedengert.
Eine einfache Geschichte von Hedwig
Rehmann.

Sinnend erhob sich Frau Wieden-
gert von ihrem einsamen Morgen-
schlaf. Ihre feinen, leicht ab-
wärtsgebogenen Mundwinkel zuckten,
um ihre schönen, schmalen Brauen
weiterzuleuchten, aber ihre Augen
blickten starr, gleich denen einer Nacht-
vögelin.

Lastend griff sie ins Staudtuch-
büchlein, das unter der Zeitung-
mappe hing, und begann ihr Werk in
dieser kleinstädtischen, altschönen
Stube, die im vierten Stock einer
großstädtischen Mietshauswunder-
lich genug anmuten mochte.

Es hatte Zeiten in Frau Wieden-
gert's Leben gegeben, wo sie es sich
nicht hätte träumen lassen, daß sie noch
einmal, wie eine vermögliche Frau, im
neuen Morgenrot, an amore würde
Staub wischen können, und dankbar-
lich empfand sie diese Tätigkeit als
Würde. Manchmal schloß ihr die
Freude darüber, wie ein blühendes
Fischlein an den klaren Wasser-
spiegel, in das Reich klaren Denkens.
Dann kam etwas Färlisches in die un-
geheure Anmut ihrer Bewegungen,
über die sich der selbige Wiedengert
noch im Bilde, aus seinem oalen Rahmen
heraus zu freuen schien, als wolle er,
wie so oft zu Lebzeiten, sagen:

„Meine liebe Gussie, wenn meine
Schülerinnen im ganzen Corpus so
viel Grazie hätten, wie Du in einer
Fußspitze, wär' ich zufrieden.“

Auch heute erwachte sie bei ihrer
Hantierung aus dem schweren Grü-
beln. Das Rascheln des büren Lor-
beerstrümpfes, den „seine dankbaren
Schüler“ dem guten Wiedengert ein-
bereicht hatten, gab den Anstoß dazu.
Wie soll er ihn heimtücklich! Er
hatte die Schicksalsmächte nie ge-
tannt! Frau Wiedengert war als
geistig bewegliche Natur ihrem Gatten
nie überlegen gewesen. Aber auch
sonst war sie, die Tochter eines alten
Organistengesichtes, herabgefallen,
als sie den Tanz, Fests- und An-
standslehrer heiratete. Bis zur Toll-
heit liebte er das bildhübsche, feine
Mädchen, das fern vom Elternhause,
als geschätzte Klavierlehrerin allein
im Leben stand. Und sie erklärte
darin einen Witz des Schicksals. Zu
gleicher Zeit hielt ein junger Kauf-
mann um sie an, den sie bevorzugte.
Dennoch nahm sie den feingehalteten
Tanzlehrer. Sie hatte das Gefühl,
daß er durch sein Matter ein Augen-
seiter sei, der im Falle einer Nach-
schickung überleben könne und werde,
als einer, der einen bürgerlichen Beruf
ausübt. Ein Tanzmeister hüßte sicherlich
leicht über etwas hinweg, worüber ein
andere stolperte. Vielleicht hatte er
gar eine wundere Stelle in seinem
Leben, oder bedurfte des Galles einer
süden Frauenhand. Aber hebel der
seine, bekränzte Wiedengert war in
seinem Denken und Tun so korrekt,
wie sein leuchtend weißer, schmaler
Diplomatenmantel und seine etwas
steifen Paß. Und die junge Frau ver-
lor mehr und mehr den Mut, sich durch
ein Belanntnis von ihrer Angst zu
befreien, die je mächtiger wurde, je
mehr sie sich von der Unabsehbarkeit
ihres Gatten überzeugte, der sich
manchmal aristokratisch leichtfertig
gebardete und doch nicht den gering-
sten faux-pas zuzuge broche.
Manchmal glaubte sie sogar, ihn zu
hassen; wie der unter einer Bürde
Seufzende den haßt, der frohen Mut-
ters, jeder Last ledig, seine Strafe
zieht. Und öfter, wenn bei einem un-
bekannten Schritt auf der Treppe, bei
dem Klang einer fremden Stimme im
Korridor, oder wenn ein Brief von
ungewöhnlichem Aussehen einlief, die
Angst vor Entdeckung die junge Frau
innerlich schüttelte, hatte sie gerade
den Wunsch, ihren Gatten einer
Schuld zeihen zu können. Dann,
nach drei Jahren kam das erste Kind,
die Lise, zwei Jahre später der
Junge. In Frau Wiedengert wuchs
mühsam das Verantwortlichkeitsgefühl
empor. Nun dankte sie Gott für den
unerschütterlichen Charakter des Vaters
ihrer Kleinen und nahm ihre Schuld
mit allen Folgeerscheinungen als An-
laß zur eigenen Verinnerlichung und
Heranbildung ihrer Kinder zu fest in
sich beruhenden und doch liebevollen
Menschen. Wenn dies Werk ein-
vollendet sein würde, dann sollte es
für sie bei Gatten und Kindern um
Absolution bitten, dann wolle sie
wahrhaft glänzend in der Ihren Liebe
sein, die sie fortan ohne Lüge würde
genießen dürfen.

Das war Frau Wiedengert's große
Hoffnung.

Aber auf halbem Wege zum Ziel
starr ihr der Gatte. Nun zeigte sich,
was an ihr war. Die Witwe mußte
wieder Stunden geben. In der blü-
henden Provinzstadt, wo man Wieden-
gert sehr geschätzt hatte, fand sie
auch bald einen Wirkungsbereich. Aber
tümmerlich, sehr kümmerlich hielt's
immer, die Stunde zu fünfundsiebzig
Pfennig bis eine Mark! Damals
gab's kein gemüthliches Staubwischen,
wie heute. Da ging alles präzisimo.
Früh heraus, früh, die Kinder auf
den Trab gebracht, Lise zur Modis-
tin, Helmut, den künftigen Fein-
medantler, in die Werkstat, schnell
die bescheidene Wohnung mit den
alten, großväterlich Wiedengert'schen
Möbeln geordnet und dann fünf ans
Verdienen.

Mit den Kindern verband sie eine
immer größere Liebe, je mehr sie die
Tapezette der Mutter begriffen. Bei
Lise, der das Verhängnis für
Frauenmüt in Blute lag, gestellte sich
bald der Stolz auf das „Mutter“ im
Widder der Mutter hinzu, Helmut,
der ein stiller Träumergestalt war,
fühlte sich ihr innig verbunden.
Dann kam der Ruf der in ihrem
Fach genialen Lise als Puppentheater-
in die Großstadt, wo auch Helmut,
der ungemien Tüchtige und Ideen-
reiche, rasch Beschäftigung fand.

Die Angst vor Entdeckung ihrer
Jungfrau qualte Frau Wiedengert
jetzt öftener. Doch darüber hinaus war
der Wunsch gewachsen, mit ihren
Kindern als Menschen von dem zu
sprechen, was so fürchtbar und schreck-
lich in ihrem Leben gewesen war.
Ja, sie erkannte es genau, was gehö-
ren hatte, sie zu dem zu formen, was
sie war.

Sie trat aus der altväterlichen
Schule in den niedlichen Raum, den
ihre Tochter sich mit gutem Geschmack
und Sinn für Geborgenheit eingerich-
tet hatte.

„Und sie wußt die Menschen, mit
denen ich leben kann?“ schloß er
wieder einmal zweifelnd durch den
Sinn, als sie sich dem Schreihäuf
zuwandte, bei dem sie ihr Säube-
rwerk hier zu beginnen pflegte.

Aber hatte Lise sich neulich nicht
berzogen mit über einen armen,
alten Mann geäußert, der im Walde
ein Schützlein Holz gestohlen? Hätte
Helmut nicht milde, vernehmend Worte
für einen jungen Menschen gehabt,
der in Erfinderdrang Rohmaterial
aus der Werkstat entwendet hatte,
daß er sich nicht kaufen konnte?

Und wie sollte sie von ihrer Schuld
beginnen? Warte sie, bis der Zu-
fall eine Gelegenheit herbeiführte, oder
packte sie das Schicksal bei den Schul-
tern!

Sieh, da hatte Lise wieder ihren
Ring liegen lassen! Man merkte,
daß er nur von Muttern kam, nicht
von Herzallerliebsten. Frau Wieden-
gert lächelte nachsichtig und zog
eine der kleinen Schulbuden auf, um
das Schmuckstück hineinzulegen. Ein-
nen Augenblick fand sie wie gelähmt.
Dann streifte sich ihre Hand mecha-
nisch nach dem blühenden Gegenstand
aus, der in dem Kästchen lag. Und
die schmale, zitternde Hand blieb da
liegen, während in Sekunden zusam-
mengedrängt ihre Schuld in lebhaften
Bildern vor ihr stand.

Sie sah wieder den Sonnenstrahl
des Vorfrühlings über den har-
ten, runzligen Händen der Mutter lie-
gen, die ihr jeden verdienten Pfennig,
bis auf ein kleines, monatliches
Taschengeld abnahm. Sie bat die
Mutter um einen Vorstoß.

Vorstoß gewähren, hieß die Lie-
beligkeit unterstücken. Der Monat
set gleich zu Ende, sie solle mit ihren
Ausgaben warten.

Und die runzligen Hände, auf die
das junge Mädchen starrte, ver-
schwanden aus der Sonne, denn die
Mutter wandte sich ab.

Dann die Not leidenschaftlicher,
ausichtsloser Sehnsucht erler, heißer
Liebe. Ach, sie hoffte ja nicht, sie
würde nicht einmal, es wäre zu
vermeinen gewesen. Nur, Aug' in
Augen, sehen den Geliebten, einmal ihn
sprechen!

Der junge, reiche Mensch, eine viel-
umworbene Erscheinung, war nach
langer Abwesenheit wiederhört in der
Watersstadt erschienen, um den heim-
lichen Carneval mitzumachen. Sie
hieß verumum auf dem Marktplatz
zu nähern, ein kurzes Gespräch mit
ihm zu tauschen, vor ihr nicht zu be-
schweigendes Verlangen. Drei
Tage lang grübelte sie, woher die
nötigen fünf Mark für Dominomiete
und Eintritt kommen sollten. See-
lische Reuefußheit verbot ihr, sich einer
Freundin zu offenbaren. Um Vor-
stoß durfte sie der Eltern wegen nicht
gends bitten.

So kam die fürchtbare Klavier-
stunde in der Wohnung einer kleinen
Schülerin heran. Die Mutter des
Kindes trat gegen Ende des Unter-
richts ein, um das Geld aus dem
großen Schreihäuf zu holen. Im Spiegel
sah die junge Lehrerin, daß die Frau
aus einer Anzahl großer Silberstücke
eines wählte.

So viel Geld, und für sie bedeuten-
de fünf Mark die Seligkeit!
Dann ging die alte! Geschäftige
und vergaß das Schreihäuf abzu-
schließen. Die Stunde war gerade aus,
die Kleine verabschiedete sich, das
junge Mädchen blieb allein. Neben
dem Schreihäuf auf dem Stuhl lag
ihre Hut, den sie hier auf und absehte,
lagen ihre Handtücher.

Nur fünf Mark! ... Morgen be-
kam sie Geld, aber morgen war
Mittwoch, da hatte es keinen
Wert mehr für sie ...

Wenn sie das Geld dort nähme ...
entfiele! ... Uebermorgen kam sie
entfiele! Da konnte sie's gar nicht
bringen, irgendwo hinlegen ...

Die Hand glitt nach dem Schlüssel.
Morgen ging der Geliebte fort —
sie sah ihn vielleicht nie wieder ...

Das fünfmarkstück, ganz neu und
blank, schlüßte in ihrer Hand.

Dann fühlte sie, mehr als sie es
sah, die Gardine an der Tür zum
Hausflur sich bewegen. Die Frau
stürzte herein, die ihr als Mutter
lauter häßlicher Lächer nicht gewogen
gewesen war. Sie erlitt eine An-
ge. Die junge, nicht vorbestrafte Diebin

wurde mit Vorbehalt freigesprochen.
Frau Wiedengert schauderte in der
Erinnerung und in Angst vor dem,
was sie soeben entdacht hatte. Im
Schreihäuf lag eine zierliche Gold-
schleife aus Silbermaschen mit fünf Gold-
räden darin. Gestern war Jahrs-
geld gewesen. Die Tochter hatte, bis
zwanzig Mark, die sie als Taschengeld
behielt, der Mutter alles abge-
liefert. Auch was nicht in den Haus-
halt floß, wurde von ihr verwaltet.

Der Zusammenhang war so fürch-
tbar einfach: Eine der reichen Da-
men, die zu Lise in das vornehme
Modesthaus kamen, hatte das Geld
verloren, und ihre Tochter hatte es
sich angeliegt.

Altmals war Frau Wiedengert der
Gedanke gekommen, sie könne ihren
Kindern Reueigung zur Unrechtheit
vererbte haben. Fühlte sie doch ihre
Tat ihrem eigenen Wesen fremd.
Hätte sie damals nur Zeit gehabt, der
Verführung hätte sich gewiß die einge-
bornen Ehrenhaftigkeit entgegenge-
setzt.

Der Sündennot gegenüber, in der sie
sich jetzt befand, schien alles Frühere
barlos. Der Traum vom großen,
starken Menschentum der Kinder, das
verlieh die Schuld der Mutter auf
seinen Grund sinken ließ, trat zurück
vor der Angst, es könne ihnen an der
bloßen, blanten, bürgerlichen Ehrlieh-
te fehlen.

Mit zitternden Händen bereitete sie
das Mahl und wartete mit Bangen
und Sehnsucht die Mittagszeit her-
an ... Sie war in den zwei Stun-
den eine alte Frau geworden.

„Gott, Mutter, wie siehst Du denn
aus?“

Lise war ein großes, schönes
Mädchen, das unverkennbar seinem
väterlichen Vater glich. Aber ihr Ge-
sicht war von Intelligenz durchflutet.
Wortlos zog Frau Wiedengert die
Börse aus der Tasche.

„Ja, was denn?“ fragte das Mäd-
chen verständnislos und fühlte ärger-
lich hinzu: „Wie kommst Du auch
dazu, Mutter? Du solltest sie nicht
sehen.“

„Ja, Lise, hast Du denn gar kein
Empfinden für das Schreckliche des
meines Tuns?“

„Die Dame ist sehr reich, Mutter.
Ja, ich immerhin mein Brot verdie-
nen. Weshalb sollte ich den Finder-
lohn nicht nehmen, der keineswegs so
hoch bemessen ist?“

Frau Wiedengert verstand müh-
sam: Ihre Tochter hatte irgend ein
Verständnis gefunden und abgeliefert
und von der erfreuten Empfängerin
die zierliche Börse mit hundert Mark
erhalten. Sie war einer Ohnmacht
nahe gewesen, jetzt kamen langsam
Leben und Farbe wieder.

„Ja, wollte Dir das hübsche Ding
zum Geburtstag schenken. Für meine
Kleinfußten — sie stredie die große,
wohlgeformte Hand hin — ist es ja
doch zu klein. Aber ich verstehe nicht,
wie Du dich darüber so aufregen
kannst.“

Die Blicke von Mutter und Tochter
ruhten einen Augenblick lang fra-
gend, antwortend, vernehmend ineinan-
der.

„Aui, Mutter, daß Du das von
mir denken kannst! Ein anständi-
ger Mensch tut doch so etwas nicht,
keinen Pfennig bringe ich heute hin-
unter!“

Nun kam auch Helmut mit seinem
hübschen, blauen Dintergeschicht herbei.
Betreten fragte er, was es gegeben
habe.

„Mutter dachte, ich hätte gestohlen.“
sagte das Mädchen, blaß vor Erre-
gung.

„Sind wir nicht alle Menschen, die
ihren können?“ fragte zitternd Frau
Wiedengert. „Habt ihr euch neulich
nicht selbst nachsichtig über Menschen
geäußert, die geirrt haben?“

„Ja, Mutter, aber für uns lehne
ich das ab. Für uns ... großer
Gott, wenn so etwas geschähe, ich er-
trüge es nicht!“ Der junge Mensch
belebte förmlich vor Entsetzen.

Da erhob sich, vorerst mehr gefühl-
t als gewußt, eine Schranke zwischen
Frau Wiedengert und ihren Kindern,
an der ihre Seele ein Grab für ihren
großen Traum grub.

Abessinier in Jerusalem.
Gegenstand einer eingehenden theolo-
gischen Untersuchung.

Nach der Ansicht von Fachgelehrten
verdient die abessinische Kirche nur
als Objekt der Mission und der Kir-
chengeschichte Beachtung, da sie ein
versteintes und gefloßes Gebilde
ist. Die Tätigkeit der Missionar-
schaften hat sich deshalb auch schon
zu, die Abessinier Jerusalems erstreckt;
so besteht unweit des Damastus-
tores ein Hospiz für die zur lateini-
schen Kirche übergetretenen Abessinier.

Für die theologische Forschung ist
bald die abessinische Kirche eben-
wogen ihrer Versteinerung unentbehr-
lich geworden, da sie noch viel Neues
bewahrt hat und manche alte
Schriftsteller erst verständlich macht.
Lange Zeit hat man ihr auch die
einzige Kenntnis über das Buch
Genoesis verdankt. Auch für die
Kenntnis der jüdisch-messianischen
Vorstellungen zur Zeit Christi ist
man zum größten Teil auf ihre
Quellen angewiesen. Der König der
Abessinier nennt sich ja noch heute:
König der Könige, Der Löwe vom
Stamm Juda.

Wie die andern Christen, so es
auch die Abessinier schon früh nach
Jerusalem; schon im 6. Jahrhundert
wurden Pilgerfahrten dahin unter-
nommen. Solche Fahrten dauerten
damals ungefähr elf Monate und
waren nicht nur gefährlich für das
Leben, sondern auch für den Glauben,
denn nicht selten ist es vorgekommen,
daß die Pilger unterwegs ihren
Glauben verloren haben. Ende des
12. Jahrhunderts wurden ihnen von
Saladin einige Plätze in Jerusalem
und Bethleem überlassen. Doch
konnten sie sich dieser Gabe erst er-
freuen, als ein späterer ägyptischer
Sultan den Besitztungen durch an-
dere Konfessionen und durch die Mo-
hammedaner ein Ende machte. Nach
ihrer Heimkehr wird viel Geld gefan-
den, das durch das heilige Feuer geweiht
worden ist. Vom 17. Jahrhundert
an wurden sie aus ihrem Besitz all-
mählich zurückgedrängt; so verloren
sie ihren Besitz in Bethleem, in der
Marienkirche und die Helenastelle in
der Grabeskirche. Den übrigenleiden-
den Besitz in der Grabeskirche mußten
sie öfter umtauschen, und zwar jedes-
mal zu ihrem Nachteil. Für die Ver-
luste erhielten sie Ersatz in der von
ihren Königen Johannes und Menelik
gestifteten neuen Kirche, die von einem
Architekten Zacharias aus Bethleem
nahe beim Dufischen archaischen
Anftritt im Jahre 1874 erbaut
wurde.

Sie hat einen kreisrunden Grund-
riß und wie alle abessinischen Kirchen
vier Türen. In der Mitte des Raumes
steht ein würfelförmiges Ge-
bäude, das Allerheiligste, mit drei
Türen, die mit Vorhängen verschlo-
sen und so angeordnet sind, daß man
von außen auch bei geöffneten Türen
unmöglich ins Allerheiligste sehen
kann. Im Allerheiligsten selbst befin-
det sich ein Altar mit einem Kreuz,
rechts davon steht ein Bild des Jo-
hannes, links eines der Maria. In
Abessinien selbst wird kein Kreuz
gebraucht, da das alte Christentum
es verabschiedet, Christus am Kreuze
hängend darzustellen. Daraus ist zu
schließen, daß in Jerusalem schon
früher der Kreuz nicht im Gebrauch
war. Um den Würfel herum stehen 16 Säulen.
Im übrigen hat man beim Betreten
der Kirche sich der Schube zu ent-
scheiden, und selbst die Priester legen
ihre Messen in Filzpunktstiefeln. Die
eintretenden Gläubigen küssen den
Boden, und die zur Messe Kommenden
bringen gewöhnlich irgendeine
Gabe mit. Da die Messe sehr lange
dauert, sind zur Erleichterung Ge-
betbüchlein vorhanden. Beim Gottes-
dienst wird die alte äthiopische
Sprache gebraucht, die aber fast nie-
mand versteht. In Abessinien bedeutet
man sich bei den Umgängen eines riesi-
gen Schirmes, der hier aber nur
durch einen roten Sonnenschirm
vertreten ist. Die vielen aufgestellten
Bilder, unter denen sich auch die abes-
sinischen Originale befinden, werden
alle geküßt. Das Fasten wird übri-
gens noch streng gehalten. Kennerlich
zeigen viele ihr Christentum
durch Umhängen eines Kreuzes. Die
Stätte des Löwenraums und der
Beschreibung sind ihnen geliebt. Die
Mönche und Nonnen leben gemischt.
Sie fressen übrigens tief im Überla-
ben, wobei der Schaiten eine über-
aus wichtige, gefahrbringende Rolle
spielt. Die meisten sind arm und
leben von Gaben aus der Heimat.

— Dieser Tage wurde in
Warmbrunn der Fahnenträger von
Weichenburg, der jüngere Gebarm-
erwartungsbeamte Schade, mit militä-
rischen Ehren zu Grabe getragen. Der
Verstorbene gehörte 1870 dem Ad-
nigsgrenabattalion in Regnitz als
Unteroffizier der 12. Kompagnie an
und ergriff bei dem Sturm auf das
Schloß von Weichenburg, nachdem der
Leib der Fahnenträger, darunter der
Major v. Kaiserberg, gefallen waren,
die Fahne. Schade war mit dieser
Fahne auch zur Kaiserproklamation
in Versailles befohlen worden und
hatte das Ehrenkreuz erhalten. An
dem Begräbnis nahm eine Abordnung
von Offizieren, Unteroffizieren und
Mannschaften seines alten Regiments
mit der Regimentskapelle teil.

— Dreif. Das Festsch, das
Sie uns gestern schickten, war so schön,
daß wir es selbst mit unseren Mes-
sen nicht schneiden konnten.

Schlichter: Ja, ja, die Stahlwa-
ren werden immer miferabler. Versu-
chen Sie es einmal mit einem Rasier-
messer.

— In einem hin. Huberbauer
(zum Tierarzt, nachdem letzterer dem
Huberbauer seine trante Kuh turiet
hat): So, Herr Doktor, jetzt können's
vielleicht auch einmal nach meiner
Allen sehen, die klug seit gestern
über Wagenschmerz.